

Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher
Herausgeber: Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft
Band: 63 (1936)

Artikel: Das Appenzellerland nach früheren französischen
Reisebeschreibungen 1750-1840
Autor: Hunziker, F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-273555>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Appenzellerland

nach früheren französischen Reisebeschreibungen

1750—1840

Von Dr. Fr. Hunziker, Kantonsschule, Trogen.

Die *Touristenliteratur* entstand erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts; vorher war sie sozusagen unbekannt. Dann kam mit einem Schlag das Reisen und Wandern auf und damit auch die Reiseschilderungen. Die Schweiz erwarb sich sehr rasch den Ruf des Ausserordentlichen und Interessanten und wurde in kürzester Zeit das bevorzugte Touristenland Europas. Das Appenzellerland lag allerdings etwas abseits von den grossen Zugstrassen und kam dabei zu kurz. Viele Franzosen glaubten, dass es überhaupt genüge — bedeutende moderne Schriftsteller machten diesen Fehler — ein Grenzdorf des Kantons Neuenburg oder Genf zu besuchen, um sich ein Urteil über die ganze Schweiz anzumassen. Für sie waren ein Genfer und ein Appenzeller identisch. So kommt es, dass verhältnismässig wenig Franzosen unser Ländchen besucht und darüber ihre Eindrücke niedergeschrieben haben. Und das Wenige, das wir vorfinden, müssen wir genau unter die Lupe nehmen. Viele Reisende vervollständigten die Notizen über ihre Schweizerreise nach Propagandamaterial, Lehrbüchern, traditionellem Klatsch und mit ihrer Phantasie. Man erkennt sie meist leicht an gewissen konventionellen Phrasen. In der verbleibenden wirklich authentischen Literatur findet sich Gescheites und Dummes, das von Alten und Jungen, Männern und Frauen, Katholiken und Protestanten, guten und schlechten Beobachtern in buntscheckiger Art dargeboten wird. Ihre Schilderungen sind einseitig, aber es liegt ihnen doch meist ein direktes Erlebnis zugrunde.

Ich habe in dieser Arbeit versucht, die brauchbaren, *charakteristischen Äusserungen* hervorzuheben und ihnen

auf dem bescheidenen mir zur Verfügung gestellten Raum etwas Relief zu verschaffen. Nach Sichtung des Materials verbleiben *etwa 20 Werke*, die der Arbeit zu grunde gelegt wurden und die am Schlusse aufgeführt sind.*)

Die Bemerkungen über die *appenzellische Geschichte*, das Verhältnis zum Abt in St. Gallen, die Freiheitskriege, die Schlachten am Stoss und bei Vöglinsegg lassen wir weg; die Reisenden waren dabei auf Bücher oder mündliche Mitteilungen angewiesen und schrieben so ziemlich alle dasselbe. Wir werden auch keine Zeit verlieren mit den häufigen *Irrtümern*, die durch falsches Hören oder falsche Notizen zu erklären sind: der Kt. Appenzell gehöre zum Thurgau (Quelle 4); die Ausserrhoder seien katholisch und die Innerrhoder protestantisch (15) u. a. m.

Die wenigsten Franzosen werden Appenzeller-deutsch verstanden, geschrieben oder gar gesprochen haben. Missverständnisse waren also möglich, was besonders die *Orthographie der Eigennamen* beweist: Popenrüthi statt Bubenreute (6), Wögefilegg statt Vöglinsegg (15), Spirre statt Speicher; Grunbelmann statt Grubenmann (4), Altestheins statt Altstätten (18), Wisbaden statt Weissbad (8), Sünter statt Sitter (3), Gamer statt Kamor (8); Armstoss statt am Stoss (4); Drogen, Gaiss, La Vatre (= Lavater) usw.

Am meisten benutzt wurden die *Zugänge* von St. Gallen aus nach Gais, Trogen (zwischen hohen Bergen hindurch!) und Herisau und die besonders schlechten Verbindungen aus dem Rheintal herauf. Viele fanden die Strasse von St. Gallen nach Gais mit ihren ewigen grünen Maulwurfshügeln langweilig (14), andere empfanden sie als angenehme Abwechslung, denn nichts ermüdet so sehr wie die ständige Bewunderung (15).

Um keine falschen Vorstellungen aufkommen zu lassen, sei beiläufig bemerkt, dass kaum einer der dama-

*) Ich danke Herrn Professor Dr. A. Nägeli, Kantonsbibliothekar in Trogen, und der Landesbibliothek in Bern — besonders Herrn Dr. Wilhelm J. Meyer — für ihre freundliche Unterstützung bei meiner Arbeit.

ligen wirklich schlechten Wege mit den heutigen raffiniert angelegten Strassen zusammenfällt. Darüber gibt das Appenzellische Jahrbuch 1910 Auskunft in der interessanten Arbeit «Das appenzellische Strassen- und Postwesen bis zur Eröffnung der Appenzellerbahn 1875» von H. Diem.

Wie man reiste. Man reiste mit Vorliebe zu Pferd. Es war nicht immer möglich, Pferde zu finden. Cambry (6) konnte (1788) in St. Gallen keine Pferde bekommen, weil dort gerade Weinlese war. Darüber etwas verstimmt, beklagt er sich über die schlechten Weg- und Führerverhältnisse; er hat den damals üblichen Höhenweg (über Bubenreute-Egg-Teufen) genommen. De Mayer nimmt 1784 einen Wagen. Vier Stunden nach St. Gallen muss er absteigen und ein Pferd nehmen: das war vor dem Dorf Speicher (4). Noch 1789 sagte ein bedeutender Geograph: Es wäre unsinnig, sich ohne Führer auf diese Fusswege zu wagen, die sich vereinigen und verästeln, sich kreuzen und schneiden, plötzlich in den Felsen, auf Kies- und Rasenboden verschwinden; es ist das reinste Labyrinth. Im Winter kann dieses Land nicht begangen werden; kein Weg und kein Steg ist mehr sichtbar, jede Verbindung hört auf, wie in Norwegen und Lappland (6). Man beklagt sich über die langsame Fahrt der schweizerischen Wagen; sie machen in der Ebene eine Meile (= 5,2786 km) in der Stunde, aber bedeutend weniger im Anstieg. Das hat den Vorteil, dass man ihnen nachspazieren kann, ohne etwas tragen zu müssen, und wieder hineinsitzen kann, wenn man müde ist oder wenn es zu regnen beginnt. Ein anderer ist unzufrieden, weil er in diesem offenen, schlecht gefederten Wagen nicht schlafen kann. Die Wagenführer sind zwar höflich, antworten aber fast nur mit Ja und Nein; wenn sie aber warm werden, so gleicht ihr Wortschwall dem Hagel von den Glarnerbergen im Monat März (15).

Das *Panorama* des Appenzellerlandes erfüllte die Reisenden meist mit Staunen: Der weiche, grüne Teppich über dem ganzen Land, die ganze grüne Hügelwelt, die sich in sanften Terrassen, amphitheatralisch, bis zum

Kranz des in den Wolken verschwindenden Alpsteins erhebt, ist einzigartig (3, 12). Wir kamen in eine malerische, verlassene Bergwelt, und es würde sich lohnen, die Reise zu machen, um diese allein zu sehen (3). Stellt euch einen weiten Horizont vor, begrenzt von nackten, zackigen und trotzigen Bergen; darin etwa 20 auf verschiedener Höhe beginnende Hügel von verschiedener Grösse und Form, mit sanftem Grün bedeckt, und auf diesem Teppich einzeln stehende Häuser, kleine Dörfer und Kirchtürme, umgeben von Tannenhainen. Vor mir sehe ich das Dorf Teufen eingebettet zwischen zwei hübschen Waldstreifen, die langsam emporsteigen und meinen Blick zum Alpstein geleiten, der sich wild am schwarzen, drohenden Himmel abhebt: Noch nie sah ich einen schärferen Gegensatz. Seht da unten das freundliche Wäldchen, die entzückende Wiese, eine Stätte der Ruhe und des Friedens; schaut dort in der Ferne die in den Wolken verlorenen Felstürme, die der Blitz des Himmels so zugerichtet haben mag: süsse Melancholie, Erstaunen, Erschrecken, alles nacheinander; man ist in einer anderen Welt (6). Einer bewundert den Frieden der Landschaft beim Sonnenuntergang. Die Hirten rufen ihren Tieren, deren Glöcklein klingen, während ein letzter Sonnenstrahl über die Tannenwipfel huscht; und schon wartet am Horizont der Mond, um sein silbernes Licht zu spenden (10). Und er ruft voll Begeisterung aus: Die Phantasie der Dichter hat alles mögliche ins Appenzellerland hinauf gezaubert: wilde Bergströme, klare Bäche, dichte, lachende und anmutige Wälder, rauhe Felsen, milde Hügel, reiche Obstgärten mit schwer beladenen Bäumen, alles umsäumt von grünen Wiesen und Blumen; mit Tannen bedeckte Berggipfel, die sich bald schlank vom Himmel abheben, bald ihr düsteres Grün in den schwarzen Wolken verstecken. Aber in Wirklichkeit müsste ich meine Arbeitskraft, die Macht meines Geistes und alle meine Mittel verdoppeln können, um das entzückende Land richtig zu beschreiben. — Wir dürfen nicht vergessen, dass wir in der Zeit der Maler und Dichter leben, die das «Idyll» auf der Erde suchen und glauben, es hier gefunden zu haben; wir

müssen diese Begeisterung nicht als Übertreibung, sondern als Dokument des Zeitgeistes werten.

Daneben wurden auch einzelne kritische Stimmen laut, die ihren Eindrücken einen Dämpfer aufsetzten. Der Marquis de Custine (10) findet das ewige Grün mit den paar mageren Waldparzellen und den ewig gleichen Häusern mitten in den Wiesen drin eintönig wirkend. Ferner ist der Übergang von der ruhigen Weide zu der wilden Bergwelt zu unvorbereitet, zu schroff, und wirkt eher verblüffend als erfreuend. In den Büchern wird in dieser Beziehung zu viel phantasiert. — Gais kommt da schlecht weg; es ruft einer entrüstet aus: Ist es möglich, dass aus verschiedenen Kantonen der Schweiz und aus Süddeutschland Leute hieherkommen, um sich in diese traurigen Einsamkeit zu verbannen? Man sieht keinen Baum, nur Matten und Weiden, und darüber kahle, wild zerklüftete Felsen. Dies ist der düsterste Ort, den ich je angetroffen habe (14).

Die *zerstreute Siedelung* war natürlich für die Franzosen etwas ganz Neues. Die grosse Menge der zerstreut liegenden Häuser, die die Berge bis zu oberst bedecken und die so nahe beieinander stehen, dass sie ein ununterbrochenes Dorf zu bilden scheinen, dieser Anblick hat mir einen tiefen Eindruck gemacht (7). Schon unser frühestes Dokument (1) spricht sich in launiger Weise darüber aus: Die Häuser sind hier durch alle Täler, alle Hügel, von Schritt auf Schritt zerstreut; soll ich sagen, wie eine Herde, die weidet, — oder Ihnen erzählen, was ein munterer Landmann Ihnen erzählen würde? Vor viel hundert Jahren, in den Tagen der barbarischen Finsternis, flog der leidige Satan mit einem Sack voll Häuser über diese Gebirge; an einem spitzigen Felsen des Altmanns stiess sich sein Sack an und gewann einen Riss, durch diesen fiel, da er weiterflog, ein Haus nach dem andern heraus, und diese zerstreuten sich weit und breit, nahe und fern.

Von den *Aussichtspunkten* wurden besonders geschätzt: die Vögelinsegg, eine der schönsten Aussichten der Schweiz, die jeden mit Bewunderung erfüllt; der Stoss, unter dem die Rheinebene wie eine geographische

Karte ausgebreitet liegt; . . . man hat kaum je an einem schöneren Ort eine Schlacht geschlagen. Schon de Boufflers bestieg den Gäbris (1): Ich stieg an einem schönen Morgen auf den Gaberius, in der Landessprache heisst er Gäberis. Es sind in dem Lande noch mehr solche lateinische Namen, als Kaye Cajus, der Alteman mons altus, der Säntis mons sanctus: nach diesen Namen zu urteilen, geht man hier auf klassischem Boden (1). Der Gäbris ist ein Ausflug, den man zu Fuss oder zu Pferd machen kann; die Aussicht ist tausendmal schöner als die von viel hohen Bergen (4, 12, 18). Buchon (17) steigt von Heinrichsbad auf einen Berg (wohl Punkt 904, Lutzenland), der eine wunderbare Aussicht bietet. Der Säntisgletscher liegt eine halbe Stunde direkt vor uns (in Wirklichkeit 16 km Luftlinie) und erscheint in seiner ganzen Herrlichkeit. Wohin man auch schauen mag, auf die bevölkerten Täler, auf die schneedeckten Berge, auf die beiden Seen bei Konstanz, überall ist das Auge entzückt von dem prachtvollen Bild. Die Bubenreute (Egg) bei Teufen machte den Reisenden einen so tiefen Eindruck, dass sie keine Worte fanden, um ihre Gefühle zu schildern (6). Erst etwas später wird auch der Kamor erwähnt (14). Der Weg zum Wildkirchli ist sehr beschwerlich und führt am Rand von schrecklichen Abgründen vorbei; einige Appenzellerbuben stellten unsere Nerven auf die Probe, indem sie barfuss über die Stangen längs des Abgrundes gingen (10). Auf der Ebenalp (10) liegt ewiger Schnee; indem wir in den Abgrund schauten, erblickten wir einen Adler, der tief unter uns schwebte und nicht grösser als eine Schwalbe schien. Von der Besteigung des Säntis riet man den Leuten, weil zu beschwerlich, meist ab (14). Die Einstellung zu den Bergen war damals noch eine andere als heute; sie waren den Menschen feindlich gesinnt, und wenn man eine solche Besteigung unternahm, empfahl man sich allen Heiligen. Abschreckend wirkte auch das Erlebnis von Oberst Buchwaldner, der im Juli 1832 auf dem Säntisgipfel für die Dufourkarte topographische Aufnahmen machte, wobei sein Gehilfe Gobat vom Blitz erschlagen und er selber teilweise gelähmt wurde. Diesen tragischen

Vorfall erzählte Alexander Dumas (16) sehr anschaulich unter dem Titel «Ein Blitzschlag».

Die *Geologie* des Alpsteins wird gewöhnlich kurz abgetan: Kalkgebirge. Er ist eine kostbare Gegend für den Naturforscher; denn hier findet er auf Schritt und Tritt Versteinerungen, z. B. Ammonshörner, und Mineralien (4). Der Kt. Appenzell hat sehr schöne Tropfsteine, Schleifsteine, oft mit versteinerten Pflanzen (Fähnern!), Überreste aus dem Meer, Kristallminen (?), durchsichtige mehrfarbige Kiesel, Achate, Alabaster (?), mit Muscheln und Ammonshörnern durchsetzten Kreidekalk; schliesslich verschiedene Arten Mineralwasser! (7). Der ganze Gäbris besteht aus Pollengestein oder mit einer Art Zement verbundenen runden Steinen, die aber in erkennbaren Schichten abgelagert wurden. Die Steine sind offenbar durch das Wasser abgeschliffen worden. Aber welche Flüsse haben wohl mehrere Schichten Kieselsteine in dieser Weise abgelagert? Nicht einmal das Meer weist an seinen Küsten etwas Ähnliches auf (11). Recht intelligent hat Besson (5) vor genau 150 Jahren schon beobachtet: Er stieg von Altstätten herauf, wobei er lauter Kiesel und Geröll von jeder Grösse antraf. In diesem Geröll hatte es Sandstein, Schiefer, Tropfstein (wahrscheinlich Talkgneis) und Kalkstein. Dieser gewaltige Steinhaufen wird in verschiedenen Höhenlagen von Kies- und Sandschichten durchzogen; diese sind ungleich breit und je nach der Lage des Berghanges geneigt. Der Sand ist oft so stark zusammengekittet, dass er fest wird, und manchmal ist er so feinkörnig, dass er einen mehr oder weniger harten Sandstein bildet. Auch das Geröll ist stark verbunden und zusammengekittet, und wenn die Zwischenräume gut ausgefüllt wären, so würde es eine Art Puddingstein (= Nagelfluh) ergeben. Er trifft auch vereinzelte Granitsteine, die er Jaspis nennt, weil sie feinkörnig, kompakt, vielfarbig und polierfähig sind. Sie sind oft von buntfarbigen Streifen, Bändern und Flecken durchsetzt; und doch gibt es keine entsprechenden Felsen in der Nähe, sie müssen also hergeführt worden sein. Dies alles ist offenbar eine Ablagerung der Wasser. Die umliegen-

den Höhen sind gleich beschaffen, und dabei ist auffallend, dass weit und breit keine hohen überragenden Berge vorhanden sind. Auch die Westseite des Bergrückens besteht aus Geröll; nur ist die Oberfläche mit einer breiteren Lehmschicht bedeckt, auf der Weiden und Tannenwälder entstanden sind.

Die Flora. Für die Bebauung ist die Gegend nicht geeignet: es wachsen nur Gras und Tannen (7). Die Obstbäume sind verschwunden; einzelne Eschen stehen um die Häuser herum (18). Die Linde ist der charakteristische Baum: sie klettert überall hinauf und erreicht ein hohes Alter; dies hat wohl Victor Hugo das schöne Bild vermittelt: alt wie eine Appenzeller Linde, die aus dem Nebel emporragt. Sicher ist, dass die Appenzeller früher arge Waldverderber waren. Man muss sie wirklich tadeln, dass sie ihre Wälder so wenig schätzen. Waldbau und -pflege werden vernachlässigt. Man fällt fortwährend Bäume und lässt dort sofort das Vieh weiden, das alles wegfrisst und die Schösslinge zerstört. Wenn es so weiter geht, werden sie bald keine Bäume mehr haben. Viele ihrer Weiden sind auf Waldboden entstanden, den man hätte bewahren und verjüngen sollen (4). Die Wälder sind schlecht verwaltet und verlieren beständig mehr an Wert (18). Die Zweige der Föhren und Tannen wurden übrigens zur Mistfabrikation benutzt. Man streute die Zweige auf die Wege, wo sie von Menschen und Vieh zertreten wurden und langsam in Fäulnis übergingen; dann goss man siedendes Wasser darauf, um die Fäulnis zu beschleunigen (4). — Auf dem Gäbris waren damals noch reichlich Alpenrosen (11).

Die Fauna. Die Gemsen, die man ehemals jagte, sind selten geworden; die Hirsche, Bären und Wölfe sind ganz ausgerottet (12). Die Bienenzucht war mehr verbreitet als heute, und die Appenzeller Bienen waren lebenskräftig. Unter einem Brettergestell, auf welchem Bienenkörbe standen, sahen wir eine grosse Verheerung: etliche tausend Bienen lagen tot umher oder wälzten sich am Boden. Die getöteten waren aus dem Rheintal und viel schwächer als die vom Land, daher werden sie auch un-

barmherzig angegriffen und umgebracht. Aus diesem Grunde wurde im Rheintal jedes Jahr verboten, Körbe mit Bienen aus dem Gebirge aufzustellen. Ich bemerkte, dass die unterlegenen von kleinerem Wuchs und hellerer Farbe waren (1). Auf dem Gäbris gab es noch Schwärme von fliegenden Ameisen (11). Die drei kleinen Seen des Alpsteins waren mit Fischen gesegnet, aber einige ganz grosse richteten viel Schaden an; diese Raubfische waren so gross, dass man sie nur mit Hakenbüchsen umbringen konnte, die aber für den Transport zu schwer waren (L'Etat et les Délices de la Suisse, Amsterdam 1730).

Und nun gelangen wir zu den Menschen und wollen zuerst ihre *Staatsform* etwas beleuchten. In den meisten früheren Reiseberichten wird die Schweiz als das Ideal der Demokratie geschildert, und speziell Appenzell hat den Ruf, einer der freiesten Kantone zu sein. Das Lob schlägt oft die höchsten Tonarten an. Das Land ist durch seine besonderen Verhältnisse, Lage, Natur des Bodens, Nachbarn, für diese Staatsform wie geschaffen. Hier wohnt das freieste Volk der Welt (12). Nirgends in der Schweiz findet man den guten republikanischen Geist so hoch entwickelt wie hier: Gleichheit der Sitten und Gleichheit der Menschen. In diesem Landkanton sollten unsere Politiker und Gesetzgeber die Kunst, Menschen glücklich zu machen, studieren. Da fühlt man höchstens Mitleid mit denjenigen, die darauf ausgehen, ihr Gebiet zu vergrössern. Kurzsichtige Menschen! Je grösser euer Reich ist, desto schlechter wird es regiert; je ferner sich die Menschen stehen, desto weniger haben sie ein wahres Vaterland; je grösser die Vermögensunterschiede sind, desto mehr werden Geiz und Habsucht geweckt. Die Folgen sind verdorbene Sitten und Unruhen im Staat (9). Man sollte hieherkommen, um durch den Anblick dieser Verhältnisse eine Seelenkur zu machen, so wie man den Körper erfrischt mit Bädern, Trink- und Molkenkuren (18). Kommen Sie in dieses besondere Land, ich will meinen Anspruch auf Ihre Freundschaft verlieren, wenn Sie nicht in den ersten acht Tagen gestehen, dass Sie zu den schweizerischsten Schweizern gekommen sind (1). Es liegt über dem ganzen Staat

etwas Lebensfrohes und Glückliches, etwas Frisches und Gesundes (7).

Wir haben auch hier wieder literarische Ergüsse; man glaubt, das arkadische Idyll gefunden zu haben. Die Beurteilung der ganzen Politik durch rasch vorüberreisende Fremde musste oberflächlich sein. Zudem betraten die meisten Fremden den Kanton mit gewissen Vorurteilen, indem das Idyll schon in ihrem Geiste bestand. Sie hatten allerdings oft Gelegenheit, politischen Versammlungen in den Wirtschaften und Dörfern draussen beizuwohnen und konnten dabei sehen, dass jedes Mannes Rede angehört wurde (12), und dies musste ihnen einen tiefen Eindruck hinterlassen. Anderseits war aber doch nicht alles so vollkommen, wie man nur zu gern aus diesen Berichten schliessen möchte. Wir finden auch Kritiken. Diese aufrechte Gesinnung und dieses gesunde Urteil hat die Appenzeller vor dem falschen Kurs, der in den letzten Jahren in der Schweiz eingeschlagen wurde, bewahrt. Allerdings hat es auch Leute hier, die eine radikale Reform befürworten und anstreben. Das grösste Demagogenblatt, das schärfste der ganzen Schweiz, wird in diesem Kanton publiziert und fordert tagtäglich die Bevölkerung zur Auflehnung und zum Bürgerkrieg auf, und dies unter dem Schutze der Rechtsordnung, die es zu stürzen sucht (14). Die soziale Unabhängigkeit ist allerdings in diesem glücklichen Kanton vorhanden, sie hat aber auch Nachteile: wir finden keine überlegenen, weitsichtigen Männer, da ihr Wirkungsfeld zu klein ist. Beweise: die Wälder sind schlecht verwaltet; die Gemeindegüter bringen nichts ein; die Strassen sind nur breitergemachte Fusswege und genügen nicht; die öffentlichen Gebäude sind geschmacklos. Allerdings sind die Ausgaben klein, aber trotzdem könnte man sie noch besser verwenden. Nur in Trogen, mit der hochentwickelten Industrie, beginnt man nun schöne und gutangelegte Strassen zu bauen (18).

Die *Landsgemeinde* machte meist einen imposanten, würdigen Eindruck. Fast alle Fremden waren tief bewegt davon; allgemein bedauerte man es, dass diese Volksversammlung nicht mit der Reisesaison zusammenfiel.

Patriotische Lieder singend, strömt man auf den grossen Platz nach Trogen (14). Viele kommen zu Pferd; die Dreimaster fallen auf (17). Sie sollten die Freiheit schwatzen, anordnen, herrschen, exekutieren sehen: die Leinenkittel, die langen Hosen, die nackten Füsse ... (1). Diese Feier macht einen tiefen, ernsten und geordneten Eindruck, wie ich es nie vorher gesehen hatte (17). Ein Blick über die dichtgeschlossene Menge verliert sich in derselben wie in einem dunkeln Tannenwald. Eindrucksvoll ist die ausserordentliche Ruhe der grossen Menge, die mit barem Haupt bei Sonnenschein und Regen oder Schnee oft Stunden lang aushält. Hochgestellte Persönlichkeiten stehen wie gewöhnliche Bürger unter der Menge, ohne dass ihnen besondere Ehre erwiesen würde. Die Regierung tritt in demütiger Haltung vor das Volk, um ihm Rechenschaft abzulegen. Kein Murmeln, keine Reklamation (auch nicht von Seiten der Gegner) nimmt bei unsicheren Abstimmungen den Entscheid des Landammanns entgegen (12). Die Landsgemeinde von Appenzell Innerrhoden ist besonders interessant durch die malerischen Trachten der Einwohner, besonders der Frauen. Die normalerweise ruhige und würdige Landsgemeinde konnte aber auch stürmisch werden; weh dem Magistraten, der die Volksgunst verscherzt hatte! Anderseits machte aber auch die Schicksalsergebenheit, mit der abgesetzte Amtsleute sich dem Verdikt ihres undankbaren Vaterlandes unterzogen, auf die Fremden einen tiefen Eindruck (12).

Nicht nur an der Landsgemeinde, sondern während des ganzen Jahres interessieren sich die Appenzeller für die öffentlichen Fragen ihres Kantons. Sie kommen, besonders an Sonntagen, oft von weit her zusammen, um über das Wohl und Wehe ihrer kleinen Republik fleissig zu beraten. Die weit auseinander wohnenden Leute hatten ein Bedürfnis, einander zu sehen und freuen sich auf diese Versammlungen (12).

Die *Magistrate* regieren uneigennützig. Alles kennt sich gegenseitig so gut, dass die öffentliche Hochachtung selten einem Unwürdigen zuteil wird. Die Ausübung der Gewalt bringt weder Geld noch andere Vorteile ein,

nicht einmal besondere Hochachtung; wenige streben darnach. Es ist aber nicht bewiesen, dass der Kanton, der durch die witzigsten Leute regiert wird, deswegen auch am besten verwaltet wird (12). Immerhin haben wir berühmte Beispiele von Gewandtheit und Charakterfestigkeit dieser Bauern-Ratsherren, die in keiner Weise formell, bald auf einem Dach (14), bald an einer Gartenhecke (1) ihren Mitbürgern eine Konsultation geben.

Ganz allgemein wird die gute *Harmonie zwischen den beiden Halbkantonen* hervorgehoben. Dabei wirkte der Einfluss der grossen Handelshäuser in Trogen und St. Gallen, die zeitweise auch einen grossen Teil der innerrhodischen Bevölkerung beschäftigten, gehörig mit, das gute Einvernehmen zu festigen (11). Jeder Halbkanton sandte einen Abgeordneten an die Tagsatzung, beide hatten aber zusammen nur eine Stimme, die sie verloren, wenn sie verschiedener Meinung waren (7). Ohne gewisse «Chögeleien» ging es wohl nicht immer ab. Auf dem Wege von Gais nach Appenzell musste ein Bürger aus Gais manche giftige Bemerkung einsacken, die er — wir wollen es glauben — jedoch nicht unbezahlt liess (12).

Die Rechtspflege. Während an anderen Orten die Justitia durch eine Waage symbolisiert wird, geschieht dies in Trogen durch ein Halseisen, resp. einen Pranger; nicht etwa ein gemaltes, sondern ein richtiges, greifbares Halseisen, mit Kerben, um sich dem Hals des Sünder anzupassen, einem Schloss, um es zu schliessen, einer Kette, um es in passender Höhe an gut sichtbarer Stelle als Zierat aufzuhängen (wahrscheinlich am damaligen Rathaus, das an der Stelle der heutigen Wettersäule stand und später nach Bühler transportiert wurde). Man lässt auch die Galgen noch stehen, ohne sie viel zu verwenden; aber die Leute sollen die Gewohnheit nicht verlieren, Galgen und Halseisen anzuschauen (18). — Mit der Ausübung der Gerechtigkeit sind die Besucher im Falle des Landammanns Suter in Appenzell (1784) gar nicht einverstanden; sie stehen geradezu erschüttert vor dem Justizmord da, glauben aber, dass es der einzige Fall von Missbrauch der Volksgewalt in der Schweiz sei (12).

Wir finden schon früh *Schulen* und *Wohlfahrts-einrichtungen*. Freigebige, durch den Handel reich gewordene Bürger machten einen edlen Gebrauch von ihrem Vermögen, indem sie solche Institutionen gründeten, wie *Waisenhäuser* und *Schulen* für arme Kinder. Die *Armenschulen*, z. B. die *Schurtanne* in *Trogen*, galten als Mittel, um der allgemeinen Verarmung entgegenzuwirken und wurden vom Ausland besucht und studiert. Man suchte sie in Frankreich zu akklimatisieren, speziell auch in den Kolonien (Algerien). In *Trogen* ist ferner eine *Bibliothek*, und Herr *Zellweger* besitzt eine eigenartige Sammlung von Akten und Dokumenten zur Geschichte seines Landes.

Gar nie wird das *Militär* erwähnt. Nur finden wir eine Bemerkung eines Reisenden, der die *Strassen* von *Teufen* mit Kindern bedeckt fand, die einen Säbel in der Hand und ein Gewehr auf der Schulter trugen, um sich im Kriegsspiel zu üben. Hoffnung des Vaterlandes! Säulen der Freiheit! (6).

Die *dichte Bevölkerung* des *Appenzellerlandes* fiel schon damals auf, und man fragte sich erstaunt, wie diese, in einer wilden Gegend, die die Natur der Einsamkeit und der Verlassenheit geweiht hat (7), auf einem Boden, der fast keinen Ertrag abwirft (10), ihr Auskommen finden könne. Die Gesamtbevölkerung beläuft sich angeblich auf 50 000 Seelen, was ich nicht glauben kann, denn der Kanton scheint nicht so stark bevölkert zu sein (4). Das kleine Land, das teilweise mit Gletschern, unerreichbaren Felsen und Abgründen bedeckt ist, das fast nur unproduktive Weiden besitzt, hat 55 000 Einwohner, die im Verhältnis zur Grösse die Einwohnerzahl viel fruchtbarerer Gegenden übertrifft. Wir haben hier 1700 Einwohner auf die Quadratmeile. Weder die reichen mailändischen Ebenen, noch die fruchtbarsten Gegenden Frankreichs, noch die durch den ausgedehnten Handel belebten Provinzen Niederlande weisen eine so dichte Bevölkerung auf (7).

Die *Urteile über die Bewohner* sind fast durchwegs voll Anerkennung. Ich befand mich (in *Appenzell*) mitten unter hochgewachsenen und energisch aussehenden

Männern, alle mit roten Westen und einem ledernen Käppchen auf dem Kopf; sie bildeten lebhafte Gruppen und redeten laut und energisch (12). Es sind nicht Bauern, die das Schicksal gebeugt hat, die durch Not und Verachtung gebrandmarkt wurden, die überarbeitet und unterernährt aussehen. Die Männer sind kräftig gebaut. Krankheiten kommen selten vor (7). Die wackeren Frauen stehen ihren Männern in keiner Weise nach. Ihre Kleider verbinden weite Formen mit lebhaften Farben; fast alle tragen scharlachrote Mützen, die ihre rosige Gesichtsfarbe noch mehr hervorheben. Ein kurzer Rock zeigt ein Bein, dessen kräftige Form den Bergen und Abgründen angepasst ist (12). Die Frauen sind frisch und hübsch, viel frischer und hübscher als ihre Nachbarinnen von St. Gallen und aus dem Thurgau; aber die Sauberkeit ist ihre grösste Zier (3, 17). In Gais defilierte nach einem Gottesdienst die halbe Gemeinde vor dem erstaunten Zuschauer vorbei: Die Ähnlichkeit ihrer Kleidung weist auf soziale Gleichheit hin, die peinliche Reinlichkeit an ihrer ganzen Person lässt auf Wohlstand und Selbstachtung schliessen. Diese Bauern fühlen sich als Bürger ihrer Gemeinde, als Oberhaupt ihrer Familie, als Hirt, Soldat und Amtmann zugleich und tragen in ihren Gesichtszügen den Ausdruck eines unerschütterlichen Freiheitswillens. Sie können sich kaum vorstellen, wie interessant der Anblick dieser stolzen Bauern ist, dieser freien Republikaner, wenn sie sich so zur Sonntagsfeier vereinigen, alle gleichsam im Schmuck ihrer Berge gekleidet, wie zu einem grossen Familienfest. Dabei ist der Luxus ihrer Sauberkeit nicht übertrieben oder aufdringlich (12). Die Männer sind schön und kräftig gebaut. In der Jugend üben sie sich im Zweikampf, im Wettkampf und im Steinstossen (1, 7). So sehr die Männer durch ihr stolzes, barsches Wesen auffallen, so sehr gefallen ihre jungen Frauen durch ihre Anmut und ihr zartes Wesen (15). — Einige scharfe kritische Urteile müssen im Zusammenhang mit der grossen Zeitnot am Anfang des XIX. Jahrhunderts erwähnt werden.

Der Appenzeller ist vor allem bekannt durch eine grosse und eifersüchtige *Freiheits- und Heimatliebe*.

Ein Mailänder kann für die Keuschheit seiner Donna nicht ängstlicher besorgt sein, als diese Leute für ihre Begriffe von Freiheit und Recht (1). Jeder Bürger kennt die Geschichte seines Landes (4). Er hängt leidenschaftlich an seiner Freiheit und an seinem häuslichen Herd. Fern von der Heimat siecht er dahin wie eine der Sonne beraubte Pflanze (15). Gegen soziale Unterschiede lehnt er sich auf (7). Die reichsten Bewohner von Trogen und Herisau essen heute noch mit ihrem Gesinde zusammen, was an patriarchalische Zeiten erinnert (14). Kein anderes Alpenvolk hat einen so starken Hang zur Gleichheit und Freiheit und eine so ausgesprochene Abneigung gegen fremde Einflüsse (12). Seine urwüchsige, derbe Art beugt sich nicht vor den lästigen Formen der überkultivierten Sitten (15). Hier betrachtet man die Höflichkeit als etwas rein Äusserliches, während der Franzose auf die Formalität sehr viel gibt; es ist ein tiefer Wesensunterschied zwischen den beiden vorhanden. Eine Pariser Dame kam in starke Verlegenheit und errötete, als sie von einem Sennen geduzt wurde. Man ist allerdings zuerst erstaunt über diese Sitte, gewöhnt sich aber schnell an diesen etwas gebieterischen und familiären Ton; denn diese Männer sind dabei offen und ehrlich, machen aber keine Komplimente. Bald lernt man ihre wohltuende Herzlichkeit schätzen (9).

Das Volk hat auffallende natürliche Veranlagungen: einen lebhaften, witzigen Geist, eine ausgesprochene musikalische Begabung und eine grosse Sing- und Tanzfreudigkeit. Die ganze Schweiz spricht von den originellen *Appenzellerwitz*, die sie «haufenweise» machen, die bald beissend scharf und bald harmlos naiv sind (2). Schon oft sollen Leute aus anderen Kantonen oder deutsche Schöngeister, die sich über sie lustigmachen wollten, die Lacher nicht auf ihrer Seite gehabt haben (14). Kein Volk verfügt über einen solchen natürlichen, lebhaften und schlagfertigen Witz. Derselbe wird auch entsprechend geschätzt; man trägt einander nichts nach, und man ist witzig veranlagten Leuten gegenüber milde gesinnt; es ist eine aristokratische Art, den Geist

anzuerkennen (12). Der Mensch sagt offen heraus, was er denkt, und dabei begleitet sein Mienenspiel seinen Gedankengang (15). Hier schämt sich der Mensch nicht vor dem Menschen, und er ist zu natürlich, um sein Herz verbergen zu können. Sie werden hier kindliche Gutmütigkeit und daneben den feinsten Witz finden. Wenn diese Menschen lieben, zürnen, spielen, so ist ihr ganzer Geist dabei, ohne Rückhaltung; er tritt in alle Gliedmassen, in die Augen, Wangen, Zunge, Hände, Kopf, in die Füsse — wenn sie lieben, hassen, spielen, lachen (1).

Die musikalische Begabung. Man hört hier besonders eine Art Laute (er meint das Hackbrett) und das Alphorn. Die Musik des Alphorns ist nicht angenehm und sehr primitiv. In jedem Dorf besteht ein Gesangverein, der mehrstimmige Lieder in vollkommener Harmonie singt. Die Sänger zeichnen sich besonders in den lebhaften Partien aus (9). Auch im Familien- und Freundeskreis wird viel gesungen. Lantier spaziert einmal nachts mit seinen Begleitern über Land und hört plötzlich den Gesang einiger Mädchen, die, von einem Instrument begleitet, Heimatlieder singen. Das entzückende Konzert, bei der einbrechenden Nacht, mitten in der Einsamkeit und der ruhenden Natur, machte uns einen viel lebhafteren und tieferen Eindruck als die schönste Vorführung in der Grossen Oper zu Paris. Auf unsere Bitten wiederholte man uns die Lieder ohne weiteres (9). Dann werden die Jodel und besonders der Kuhreihen erwähnt. Das Appenzellerland ist wahrscheinlich die Wiege des Kuhreihens, der den Schweizern in der Fremde so zu Herzen ging, dass sie von unbewegbarem Heimweh ergriffen desertierten, weshalb er dann verboten wurde (9). Ihren Kuhreihen würden Sie doch hören mögen, womit sie schon Virtuosen beschämt haben. Einer von diesem Geschlechte war nach Paris gekommen. Man führte ihn in die Oper. Als er die Triller der Kastraten hörte, vergass er sich und sagte, der Gesang sei zu weibisch, und er schloss die Augen und steckte die Finger in die Ohren; dann stimmte er den Kuhreihen an und überstimmte bald die ganze Musik der Opernsänger. Der grosse Ludwig und sein Hof erstaun-

ten über das Wirbeln und Kräuseln. Er wollte ihn in seinem Garten hören, aber jener weigerte sich und sagte: er sei ein freier Mann, des Königs Bundesgenoss und singe nicht, wenn es ihm nicht gefiele (1). Auf dem Gäbris hörten wir den Kuhreihen, den wir noch nie so schön gehört hatten. In dieser einfachen, eintönigen und wenig melodiösen Weise liegt sowohl ein klagender Schmerz als auch etwas Herbes und Derbes, und das Ganze macht einen tiefen Eindruck. Der wilde Ruf des Kehrreims gleicht demjenigen, mit dem die Naturvölker Nordamerikas ihre Kriegslieder skandieren (11). Ich habe den Kuhreihen auch gehört, aber die Melodie weniger schön gefunden, als verschiedene begeisterte Reisende vor mir. Die meisten Bauern lachen, wenn man von ihnen den Kuhreihen zu hören wünscht. Immerhin gehört der Kuhreihen zum Land, und es ist recht so (4).

Mit der Freude an der Musik ist die *Freude am Tanzen* verwandt. Depping bedauert, dass den Protestanten in Ausserrhoden das Tanzen am Sonntag verboten wurde, während man im katholischen Innerrhoden sich gleichzeitig daran freue. Aber die ausserrhodischen Frauen und Männer gehen nach der Kirche in getrennten Gruppen zu einem Trunk in die grösseren Wirtschaften, wobei Tanzlieder gespielt werden und sie dazu mit den Füssen den Takt schlagen; so haben sie wenigstens einen Vorgeschmack vom Tanzen (13). Die Menschen haben hier oben eine Frohnatur. Hier lacht die Freude froher als in Palästen, sie sitzt Bettlern im Gesicht (1). Selbst nach einem religiösen Ereignis — Taufe, Hochzeit, Kirchenfest — wird getanzt (12). — Wir verstehen es daher ganz gut, dass jedes Jahr eine ganze Anzahl bedeutender Miteidgenossen von Zürich und Schaffhausen usw. zu Fuss ins Appenzellerland hinaufpilgern, um einige Tage mit diesen frohen Menschen zusammenzusein. Der berühmte Gessner, sein hochgebildeter Freund Füssli, Breitinger, Lavater und andere machten diese Reise und machen sie mit immer neuer Freude heute noch (2).

Die *Sittenreinheit und -einfachheit* leidet unter diesen Familienfesten in keiner Weise (2). Da findet man

noch unverfälscht die helvetischen Sitten, die Offenheit und den geraden Sinn eines freien Volkes, und man darf diese Menschen füglich neben die tüchtigsten Völker des Altertums stellen (7). Sie leben einfach, und dieses verlorene und in Europa zu wenig bekannte Land ist ein Asyl des Friedens und der Tugend (9). Komisch berührt die Schilderung einiger Gewohnheiten, die das patriarchalische Wesen unterstreichen sollen: Der Mann hat erst im Alter von 60 Jahren das Recht, einen Bart zu tragen; denn dieser ist das äussere Zeichen, dass er nun keine Waffen mehr tragen und keine Ämter mehr annehmen muss (2). Die Erfindung der Hosenträger, die uns modernen Menschen so grosse Dienste leisten, haben hier noch keinen Eingang gefunden! (11). Wenn man bei Tisch einer Person zutrinkt, so ziehen beide die Kopfbedeckung ab, bis fertig getrunken ist (7). Mancher traut diesen einfachen Sitten nicht so ganz und gibt seine Eindrücke mit einer gewissen Reserve wieder. Das Volk dieser lachenden Gegenden hat — wenigstens für das leicht zu täuschende Auge des Reisenden — einen Teil der ursprünglichen Einfachheit beibehalten (10). Möge die Gewohnheit, dass man die Jugend einige Jahre in fremde Kriegsdienste schickt, nicht nach und nach die althergebrachte Einfachheit lockern! Denn tatsächlich muss man befürchten, dass die Offiziere von dort den Hang zu leichtfertigem Wesen zurückbringen und zu Hause eine lockere Lebensauffassung und Laster verbreiten, die sie im fremden Land angenommen haben (7).

Speziell im Innerrhodischen fiel den Fremden die *Frömmigkeit* auf. Oft halten die Leute unterwegs oder auf ihren Alpfahrten an, um gemeinsam den Rosenkranz oder andere Gebete aufzusagen. Vor jeder Mahlzeit sprechen sie den Segen. Beim Engelsgruss beten alle mit, viele, indem sie niederknien. An der Türe jedes Hauses ist ein Weihwasserbecken (7). Den Wegen entlang und an den Häusern sind kleine schwarze Tafeln mit Kreuz und Totenkopf zur Erinnerung an Verstorbene angebracht, eine Einladung an die Vorübergehenden, für ihre Seelen zu beten. Dies ist ein rührendes Zeichen von frommer Christenpflicht (10). Wenn das Glöcklein des

Eremiten im Wildkirchlein ertönt, so faltet der Hirt die Hände und bekreuzt sich; die junge Bäuerin verneigt sich und betet zur heiligen Jungfrau. Der Einsiedler steht in grossem Ansehen beim Volk: er versöhnt diejenigen, die sich nicht mehr verstehen, tröstet die Mutter, die ohne Nachricht von ihrem Sohn bleibt, er kennt die Heilkräuter, die den kranken Vater retten können usw. (15). Ich trat in der Nähe vom Weissbad in eine der vielen Kapellen. Ein Kapuziner stand aufrecht beim Altar und predigte vor der demütig gebeugten Menge. Seine laute Stimme, seine pathetischen Gebärden und seine häufigen Ausrufe riefen bei den Zuhörern eine tiefe Erschütterung hervor, so dass ich ohne weiteres verstand, worum es sich handelte und ich auch ergriffen wurde. Man konnte bei dieser dramatischen Erzählung der Leidensgeschichte Jesu auf allen Gesichtern Ergriffenheit und Zorn lesen. Als er mit Verwünschungen und lautem Schluchzen den Schluss des Trauerspiels entwickelte, brach ein wahrer Sturm in der Versammlung los, und ich, als Fremder, hatte grosse Furcht, als Jude angesehen zu werden (12).

Man glaubt noch an die Wahrsager, an die Zäuberer, an Menschen, die die Gabe haben, sich mit unsichtbaren höheren Mächten zu unterhalten. Sie kennen auch die Bergmännlein, das sind Zwerge, die in unzugänglichen Schlupfwinkeln, Höhlen und Felslöchern wohnen. Sie erscheinen um die Himmelfahrtszeit herum und verschwinden mit den eroberten Vorräten in ihre Verstecke, sobald der erste Schnee fällt. Sie sind keineswegs bösartig, sondern wohltätig, hilfreich und bereiten den Menschen oft angenehme Überraschungen (15). Mitten in diesen gewaltigen himmelanstrebenden Bergen fühlen die Menschen ihre Ohnmacht und ihr Nichts viel tiefer, und dadurch werden sie veranlasst, dem Herrn der Welt inniger zu dienen. Sie sind daher auch sehr mildtätig; das beweisen die vielen deutschen und italienischen Bettler im Flecken Appenzell, die aus fetten und fruchtbaren Gebieten kommen, um die Brosamen bei einem Volk aufzulesen, dem der Boden alles verweigert und das trotzdem so reich ist (7). In Appenzell hat die

Religion unumschränkte Gewalt, sie leitet die Staatsgeschäfte und die Seelen. Die Mönche sind Meister in der Republik. Sie regieren mit Uneigennützigkeit, aber ohne ein verantwortliches Portefeuille zu übernehmen. Sie führen das Volk mit der Macht ihres Wortes und ihres Amtes.

Die Bekleidung der Männer. Die Bauern sind schlecht gekleidet, hemdärmelig, ohne Strümpfe, und tragen ein kleines Lederkäppchen auf dem Kopf (5). Da sie immer in der Einsamkeit der Alpen wohnen, haben sie etwas Wildes in ihrem Äussern: Ein Kittel und eine Hose ihre ganze Bekleidung, und ihre Hauptnahrung ist Milch (13). Die Männer trugen auf dem Kopf ein sauberes Lederkäppchen, umsäumt von einer roten gestickten oder gedruckten Borte. Ihre breiten Hosenträger aus durchstochenem Leder waren mit getriebenen Kupferarbeiten geschmückt, worunter das Bild eines kleinen Ochsen auf dem Querträger hervorstach (14). Seltener tragen die Bauern kostbare Knöpfe an ihrer ganzen Kleidung (7). Die Kleider entsprechen der Verachtung für die Moden der Grosstadt und ihrem unabhängigen Sinn. Aber hie und da im Jahr denkt der Appenzeller Hirt doch daran, sich zu schmücken, nämlich an den Tagen, an denen er seine Kühle auf die Alp führt oder sie wieder nach Hause bringt. Dann denkt er an seinen Schmuck wie eine junge Braut. Am frühen Morgen steht er auf, zieht sein schönstes Hemd an, eine Zwilchhose, die er am Vorabend mit einem Präparat aus Eiern und geronnener Milch glänzend hell gerieben hat, dann breite scharlachrote Hosenträger, worauf die Namen seines Meisters und seiner Geliebten mit Seide gestickt sind. Er knüpft ein farbiges Taschentuch aus Leinen um seinen Hals, und dieses fällt, wie eine Schärpe, über seine Brust, wo es von bunten Bändern, einem Geschenk seiner Geliebten, zurückgehalten wird; auf seinem grossen Hut prangt ein schöner Blumenstrauss (15). — *Die Kleider der Frauen*, besonders ihr Sonntagsstaat, bieten ein schönes Bild. Man trifft da Bäuerinnen mit Gold- und Silbertressen am Mieder; andere tragen hinten am Kleid eine ganze Reihe feingearbeiteter

Spangen aus Silber, womit der Goldschmied offenbar die Stickerei nachahmt. Sie tragen geschmackvoll verteilte Kettchen und Rosetten, die eine ausserordentliche Ausgabe darstellen (7).

Möglicherweise wurde die Anordnung der *Wohnungen* von der Natur selbst vorgeschrieben; denn jeder Hügel trägt sein Haus und bildet ein Gut für sich. Bei jedem Haus sind auch die Nebengebäude, die zur Bewirtschaftung dienen. Alle Wohnungen sehen gleich aus; man traut zuerst seinen Augen nicht recht (12). Sie sind umzäunt; die Wege darum herum möglichst schmal, damit der Boden gut ausgenützt werden kann (5). Alle diese Bauernhäuser sind aus Lärchen- oder Tannenholz auf einer steinernen Grundmauer errichtet. So entsteht ein Parterre, wo das Vieh untergebracht wird, das als Lager oder auch als Keller dient; im Winter liegt es unter dem Schnee begraben. Eine äussere Treppe führt zum Laubengang im ersten Stockwerk, der durch ein Vordach geschützt wird. Die Wände bestehen aus vier-eckigen Balken, welche dicht übereinander stehen und schwabenschwanzähnlich ineinander gefügt und nach aussen verkleidet werden. Einer der beiden Giebel bildet die Vorderseite. Jedes Stockwerk — denn es kann mehrere haben — wird durch eine ununterbrochene Reihe kleiner Fenster gekennzeichnet. Gewöhnlich ist die Vorderseite mit Bibelsprüchen oder mit Angaben über die Geschichte des Hauses — erbaut, renoviert — die sich oft über zwei Jahrhunderte erstreckt, verziert. Das Holzwerk wird nicht gestrichen, aber das aus dem frischen Holz quillende Harz bedeckt es mit einer natürlichen rötlichen Lackschicht, und in diesem Zustand überdauert es mehrere Jahrhunderte (1, 18 und besonders 11). In einer Beziehung gleichen sich alle diese ländlichen Wohnungen, nämlich in der Sauberkeit, die ihr einziger Aussenschmuck ist. Alle sind ungefähr gleich hoch, und die kleinen, runden Schindeln nehmen mit der Zeit eine so gleichmässige Farbe an, dass man nach einer gewissen Zeit überhaupt keinen Unterschied mehr bemerkt (12). Die Dachschindeln sind mit grossen Steinen beschwert (11).

Die Innenausstattung. Der wichtigste Wohnraum ist ein grosses Gesellschaftszimmer mit in Blei gefassten kleinen Fensterscheiben. Das Mobiliar besteht auf drei Seiten aus Bänken und Tischen und einem sehr grossen Kachelofen mit Stufen, die durch ein Loch in der niedern Zimmerdecke in die oberen Räume führen. Oft hat die Küche kein Kamin, und der Rauch entwischte dann durch eine besondere Öffnung zum Dach hinaus, die durch einen Schirm geschützt wird und mit einer Schnur geöffnet und geschlossen werden kann (11).

Auch im Innern herrscht grosse Reinlichkeit; überall ist eine Ordnung, die das Auge erfreut. Man fühlt das Glück aus diesen Wohnungen heraus (12). Das Äussere der Häuser in Gais, wo ich mich besonders gern aufhielt, ist so gepflegt, dass kein Maler die schönen Einzelheiten dieser ländlichen Wohnungen besser treffen könnte. Ich habe an verschiedenen Orten der Schweiz, besonders in den Kantonen Waadt, Bern und Zürich, grösseren Reichtum und grössere Prachtentfaltung gefunden, aber nirgends eine so ausgesprochene Reinlichkeit wie hier. Von der Schwelle der Häuser, die täglich mit frischem Wasser gewaschen wird, bis hinauf zum glänzenden Pfeil des Blitzableiters, der auf keinem Dach fehlt, ist die Einfachheit mit gutem Geschmack verbunden. Wenn man daraus auf die Liebe der Bewohner zu ihrer Wohnstätte schliessen darf, so sind in dieser Beziehung die Appenzeller das glücklichste Volk der Erde, wie sie auch das freieste sein mögen (12). In Gais zeigt sich die schweizerische Architektur in ihrer ganzen Entfaltung und ihrer auserlesenen Gefälligkeit. Sie hat hier eine etwas andere und doch hübsche und charakteristische Lösung gefunden für die 30 bis 40 Häuser des Dorfes. Diese Bauten, die besonders auch zur Aufnahme von wohlhabenden Kranken dienen mussten, machen nach aussen einen entzückenden Eindruck und bleiben dabei gut schweizerisch, und innen sind sie sehr gut verteilt und ausgestattet. In Gais würde man die besten Vorbilder für Berghäuser finden (18). — Bei diesen Betrachtungen fallen naturgemäss die prachtvollen Bauten in Trogen, die meist von Genueser Architekten er-

stellten wurden, ausser Vergleich. Hier ist auch das Innere der Häuser mit kostbarem Marmor geschmückt; und es gibt, selbst in Frankreich, wenig Wohnungen, die mit so auserlesenen Geschmack ausgestattet sind, wie diejenige des Herrn alt Landammann Zellweger (12).

Die *Erwerbsquellen* der Bewohner bestehen in der Vieh- und Alpenwirtschaft, Baumwoll- und Leinwandweberei und Fremdenindustrie.

Die *Viehzucht und Alpenwirtschaft* mit allem, was damit zusammenhängt, nährt etwa einen Viertel der gesamten Bevölkerung. Auf den Weiden tummeln sich über 15 000 Stück Rindvieh. Man kauft das Vieh im Frühling und verkauft es zum grössten Teil, wenn es von der Weide zurückkommt. In grösseren Alphütten hat man 30 bis 40 Kühe, alle von derselben Rasse und Farbe; sie sind schwarzbraun, haben einen grossen Kopf, kurze Hörner und Beine; die Farbe der Kuh ist für den Appenzeller Bauer besonders wichtig. Er pflegt sein Vieh mit grosser Sorgfalt: Wenn es nass geworden ist, reibt er es mit einem Strohwisch ab, wäscht es und bürstet es im Stall, und hängt sogar die Schwänze seiner Kühe an einer Schnur auf, damit sie schön rein bleiben (13). Die beste Kuh kostet zehn Goldstücke. In den ersten Monaten gibt sie täglich acht bis zehn Töpfe Milch, zu je zwei gewöhnlichen Flaschen. Ein richtiger Appenzeller Bauer, dessen Garderobe keine 20 Florin wert ist, hängt eine prachtvolle Glocke an den Hals seiner Lieblingskuh, die nicht selten bis 70 Florin kostet (2,7). Die Kühe, die morgens und abends, gelockt durch ein wenig Salz, von der Weide zur Hütte (auf dem Gäbris) kommen, um gemolken zu werden, haben ein glänzendes Fell, wie die bestgepflegten Pferde. Einige tragen an einem breiten verzierten Lederhalsband eine ovale, etwa einen Fuss breite Glocke. Hirten, nicht Hirtinnen, melken die Kühe (11). Der Pferdebestand war natürlich damals ein viel grösserer als heute. Sie sind schön, kräftig gebaut und gut beschirrt; alles sieht gut und solid aus (5). Ein kleines junges, kräftiges, vierjähriges Bergpferd kostet auch etwa zehn Goldstücke. Als ich unvorsichtig mit der Hand das glatte und glänzende Fell eines dieser kleinen Pferde

strich, schlug es mit beiden Beinen aus und traf mich fast an die Brust; der Leser möge sich dies merken (11). In den Alphütten wird viel Magerkäse hergestellt, der natürlich weniger geschätzt wird als der fette Freiburgerkäse. Die feine Butter dagegen ist berühmt (13), 6). Man macht auch viel Schabzieger oder Kräuterkäse, der jedoch dem Glarner Schabzieger nicht ebenbürtig ist (7). Die Milchwirtschaft, der Handel mit Kühen und Pferden, mit Viehhäuten, mit Holz und Kohle werfen ansehnliche Beträge ab (7).

Mit der Viehwirtschaft steht die Gewinnung des *Salpeters* im Zusammenhang. Diese ist für die Appenzeller ein einträglicher Artikel. Er wird aus dem Urin der Tiere gewonnen. Die Stallungen stehen, um waagrecht zu sein, auf der Vorderseite auf Holzpflöcken frei über dem Boden. Unter den Stallungen liegt eine Grube, die mit Kieserde gefüllt wird. Diese wird fortwährend mit Urin durchtränkt, wobei das Wasser an der frischen Luft verdunstet. Nach zwei Jahren ist sie genügend salpeterhaltig, um mit gutem Resultat ausgelaugt zu werden. Nach diesem Prozess wird die gleiche Erde wieder in die Grube geworfen, ist nun viel besser geeignet für die Kristallisation des Salpeters und kann schon nach Jahresfrist wieder ausgelaugt werden. In einem mittelgrossen Landgut ist der jährliche Ertrag an Salpeter 800 bis 1000 Pfund. Das Land besitzt im Salpeter ein bedeutendes Handelsprodukt, das besonders im letzten Krieg zwischen Frankreich und Deutschland wichtig wurde und es noch in vermehrtem Masse werden kann. Auch die Glarner fabrizieren Salpeter, aber sie schenken dem Artikel weniger Aufmerksamkeit (7).

Zu den natürlichen Hilfsquellen des Landes gehört auch die *Fremdenindustrie*. Das an Naturschönheiten reichgesegnete Gebiet, der stille Bergfrieden und die Weltabgeschiedenheit mussten es zu einem Erholungsgebiet ersten Ranges stempeln. In einer Sache sind alle, auch die griesgrämigsten Reisenden einig: alle preisen die herrliche reine Luft. Nirgends atmet man eine reinere und dünnere Luft als hier (15). Was der Gegend besonders einen unvergleichlichen Glanz verleiht, ist die

Atmosphäre, die Luft, welche von unglaublicher Reinheit und Durchsichtigkeit ist. Alle Gegenstände zeichnen sich wunderbar klar ab und die Umrisse scheinen von einem magischen Pinsel gezeichnet zu sein. Die Luft schmeckt so frisch und würzig, dass es ein wahres Vergnügen ist, sie einzutauen (12). Das Klima ist frisch, und fast nur im Herbst geniesst man ruhiges und heiteres Wetter, während die Ebenen im Schwabenland und im Thurgau mit dichtem Nebel bedeckt sind. Die Sommer sind warm und es entstehen oft Gewitter. Aber die Luft ist sehr gesund, und daher sind auch die Bewohner so kräftig (3). Die frische reine Luft lässt aus grosser Entfernung die kleinsten Einzelheiten erkennen; derselben verdanken wohl die Appenzeller ihre energische und geistreiche, witzige Veranlagung (12). Mehrere Besucher sprechen von optischen Täuschungen, die in dieser klaren Luft besonders bei ungewohnten Leuten vorkommen. Ein Tourist wollte in Appenzell schnell vor dem Essen die Sitterquelle aufsuchen und rechnete dafür eine Viertelstunde, wozu man aber zwei Stunden braucht (7).

Berühmt war das Appenzellerland auch wegen seiner *Molkenkuren*. Neben dem Rindvieh hielt man eine grosse Zahl Ziegen. Kranke kamen in die Bergdörfer herauf, um die Ziegenmilch und die Molken zu trinken, besonders in Gais, Weissbad und Gonten. Man richtete sich in jeder Beziehung ein, um sie würdig zu empfangen. Gais ist während des Sommers voll von Gästen; Weissbad und Gonten haben zudem noch Mineralquellen (13). Die Ziegenmolke wurde damals bei Lungenleiden empfohlen, besonders im Anfang, wenn der Kranke die frische Bergluft noch ertrug (11). Die Molkenkur besteht darin, dass man sich nach und nach mit diesem faden Getränk durchschwemmt, und — wie man mir sagte — soll man täglich bis zehn grosse Gläser davon nehmen. Um der Langeweile zu entgehen, haben die Molkentrinker nur die ebenfalls gelangweilten Unglücksgeführten und einige Spaziergänge auf steinigen, schattenlosen Wegen. Manchmal fordern sie mit Scheibenschiessen den Widerhall der Berge heraus; sie machen den üblichen Bummel zum schwarzen Kaffee an den

Stoss, gehen auch etwa auf den Gäbris oder auf den Kamor (14). Man kann indessen nicht in Abrede stellen, dass der Aufenthalt in Gais schon vielen Menschen Heilserfolge gebracht hat. Die stärkende gesunde Luft, die eintönige, aber regelmässige Lebensweise müssen die beruhigende und lindernde Kraft der Molke, die man zum Trinken und zum Baden braucht, unterstützen. Die Entfernung vom Geschäftslärm und vom politischen Wirrwarr haben entschieden auch Einfluss auf dieses Resultat (14). Wir tranken in einer ruhigen Hütte Molken, welche mir den angenehmsten Geschmack verschaffte, indem wir nach einem Löffel Molke einen Löffel voll frischgemolkener Ziegenmilch tranken. Allein die Ziegen waren auch solche, die sich von den gewürzten Kräutern der Alpen nährten und nicht magere Geissen aus den Städten, die selbst nötig hätten, die Kur von Ziegenmilch zu machen. — Als wir abends nach Hause gingen, waren unsere Molkenbrüder uns bis auf den Gaberius entgegengekommen. Wir hörten sie von weitem jauchzen. Der Pfarrer, ein apostolischer Mann, war bei ihnen, auch der Landammann. Einige in Schlafröcken, ohne oder mit Hut und Perücke, wie es sich in dem Lande der Freiheit gebührte. Alle waren bei lustigster Laune (1). Im Juni füllte sich das Dorf mit Milchtrinkern; denn vor den Kuren in der Hochgebirgszone (Leysin und Davos) war dies das unfehlbare Mittel gegen Lungenleiden. Es ist die Zeit der Ankunft; im Trab der sich tummelnden Pferde fahren grosse rote und schwarze Reisekutschen — vorn der Kutscher mit dem Zweimaster, hinten ein Diener mit olivengelber Livree — gegen das Gasthaus vor, dessen Fenster zwischen grünen Läden neugierige Köpfe zeigen; die Freunde eilen herbei, hübsche Hände grüssen durch die Kutschentüre; unterdessen kehren die Sennen mit roten Westen gleichgültig den Rücken und ziehen ihrer Alp zu. Ausserhalb des Dorfes führen Feldwege weg vom weltlichen Getümmel dieser Sommerfrischler, und da geht manche bleiche und interessante Spaziergängerin einsam ihren Träumen nach (nach Pierre Grellet und einem zeitgenössischen Stich).

Im allgemeinen empfing man die Fremden freundlich, und in den Wirtschaften bemühte man sich, den Gästen den Aufenthalt angenehm zu machen. In den Wirtschaften ist man gut bedient (7). Die Fremden werden mit allgemeinem Wohlwollen empfangen: nie grüßt man sie ohne ihnen eine gute Reise, gute Gesundheit oder sonst etwas Angenehmes zu wünschen (10). In einer Wirtschaft schlief ich in einem gelben Seidenbett mit feinen Mousseline-Vorhängen: der Luxus hat überall Eingang gefunden (6). Die Leute sind höflich ohne Kriegerei, grüssen die Fremden leutselig und sind ihnen gegenüber sehr dienstfertig, meist ohne dass man sie zuerst darum bitten muss (18). Einige Reisende behaupten, dass man hie und da mit Misstrauen empfangen werde und mit Vorurteilen zu kämpfen habe. Man betrachtet jeden Zeichner oder Geologen als Spion im Sold einer fremden Nation (8). In Teufen will ein Reisender drohende, neidische Blicke bei der Bevölkerung gefunden haben; das war während der Revolutionszeit nicht ausgeschlossen (6).

Einige *Gasthäuser* genossen besonders das Vertrauen der Fremden, so der berühmte «Ochsen» in Gais, dessen Besitzer eine Amtsperson, ein vernünftiger Mann mit gemässigten Ideen war (11). Raoul-Rochette speiste in einem Gasthof (Appenzell), der dem Hauptmann gehörte, einem der ersten Amtsleute der Republik, und bei dem oft fröhliche Versammlungen stattfanden (12). Walsh bemerkte in einer Wirtschaft in Gais zwei rot-goldene Löffel von seltener Form und merkwürdigen Verzierungen, die er sich von der Beute am Stoss abzuleiten bemüht (14). Ich hatte die Ehre, beim Landammann von Appenzell zu wohnen. Dieser hat kraft seines Amtes das Recht, ein Gasthaus zu führen, und er weiss genau die Grenzen zu ziehen zwischen seiner persönlichen Beschäftigung und der Ausübung seiner öffentlichen Funktionen (14). Der Wirt zum Heinrichsbad bei Herisau konnte mit seinem Service und seinem Essen mit dem besten Pariser Café konkurrieren (17). Einer beklagte sich allerdings energisch, dass man ihm als Tee einen herben Kräutertee aufgetragen habe; es war ein

Missverständnis, denn in unserem Sprachgebrauch haben wir nur ein Wort (Tee) für die beiden französischen Wörter thé (von der Teestaude) und tisane (Heiltrank) (11). Einige Franzosen kamen um Mitternacht in ein Lokal in Appenzell, in dem etwa 100 Männer mit der Pfeife im Munde ihrem Nachtessen beiwohnten. Aber ihr Erstaunen war sehr gross, als einer davon aufstand und mit ihnen alles mögliche ganz vernünftig in perfektem Französisch explizierte (6).

Wir gelangen zum letzten Kapitel unserer Arbeit: der *Industrie*. Mitten in dem Zeitraum, den wir studieren, brach die grosse Revolution aus mit ihren schweren Folgen für ganz Europa und auch für die Schweiz, und insbesondere für das Appenzellerland: einem schweren Rückschlag im ganzen wirtschaftlichen Leben. Über zehn Jahre dauerte die Krise. Während der Kontinentsperre, 1809 bis 1812, kam erst recht alles zum Stillstand, das bedeutete fast den Ruin; die Appenzeller Industrie wurde schwer geschädigt. Wie wenn das Mass noch nicht voll gewesen wäre, folgten darauf noch die berüchtigten Hungerjahre 1816/17. Aber das blutarm gewordene Land erholte sich verhältnismässig rasch von der schweren Prüfung. Bei diesen Betrachtungen müssen wir also zunächst an die idealen Zustände denken, wie sie vor der französischen Revolution sein mochten. Darauf folgt das Chaos, die Leidenszeit; neben verspäteter — wohl meist abgeschriebener — Schäferromantik finden wir nun auch schwere, vernichtende Kritik. Nachdem dann die Zeiten wieder ruhiger werden, beginnen auch die Reiseberichte wieder eine gemässigtere Sprache zu führen. Die Zeiten sind zwar nicht mehr gleich: die modernen Sorgen erfassen eine nach der andern das Volk und den Staat.

Über die *Qualität der Industrie* finden wir nur anerkennende Urteile. Es blühen vor allem die Leinwand- und Baumwollspinnerei, dann die Verarbeitung von Leinwand, Kattun und Mousseline. Appenzell A. Rh. fabriziert jährlich mehrere tausend Stück Leinwand, die zum grössten Teil nach Italien, Spanien und Deutschland ausgeführt werden; daneben macht man auch

Krepp, Barchent und gemischte Stoffe. — Die Spinnerei ist so hoch entwickelt, dass ein Pfund Baumwolle 360 bis 400 000 Spuhlumdrehungen zu je 4 Fuss liefert, was einer Fadenlänge von 130 Wegstunden entspricht (3, 7). Es werden verschiedene Fabrikationszweige getrieben; so ist in einigen Dörfern die Leinenspinnerei — mit dem Rocken — zu einem so hohen Grad der Vollendung gelangt, dass eine gute Arbeiterin aus einem Pfund Leinen 200 000 Ellen Faden zieht (14). In Herisau fabriziert man Indienne, Leinwand- und Baumwolltücher, Mousseline bis zur feinsten Qualität; daneben treibt man auch Stickerei (7). Eine Anekdote wird über die Mousseline von Gais erzählt: Während der französischen Invasion (1798) erhielt der Gemeinderat Gais von einem höhern Offizier eine Bestellung von Mousseline, angeblich für seine Freunde in Paris. Die Bestellung wurde ausgeführt, aber man wartete umsonst auf Bezahlung. Sie wurden daher kopfscheu, als eine zweite Bestellung kam, und führten sie nicht aus. Kurze Zeit nachher erhielt Gais dafür Einquartierung, die viel mehr kostete als die Mousseline wert gewesen wäre (11) *).

Ganz besonders die Ausserrhoder griffen zur Industrie, um ihre kargen Existenzbedingungen zu verbessern, indem sich schliesslich viele ganz vom Boden abwandten. Die Leinwandfabrikation in Trogen und Herisau beschäftigte fast alle Arbeitskräfte des Landes, und zur Pflege des Viehs und zur Bewirtschaftung der Alpen blieben nur noch die, welche sich noch nicht entschliessen konnten, ihre duftende Bergwiese und ihre von den Vätern ererbte Alphütte zu verlassen, um in einen dunkeln Webkeller einzuziehen; dafür blieben sie eben arm (14). Der Unterschied fiel den Besuchern auch äusserlich auf: Im protestantischen Landesteil findet man eine höhere Entwicklung und grösseren Wohlstand (7, 14).

*) Um fremde Truppenmärsche und Einquartierungen von Trogen fern zu halten, wurde um 1800 unter dem Druck der Familie Zellweger der durchgehende Straßenzug über den Stoß angelegt; so bis 1837 (Bau der Ruppenstraße); nach G. Rüsch, Historische geographische Darstellung des Kantons Appenzell, 1844.

Es ist eine schwere Frage, ob die Industrie den Völkern nützt oder schadet. Was das Appenzellerland anbetrifft, ist die Antwort bald gegeben. Allerdings schafft die Industrie Reichtum, schöne Häuser und gute Strassen, aber das geschieht nicht ohne Einbusse an andern Gütern. Ein Volk, das in seinen Bergen sein Auskommen und sogar ein wenig Wohlstand findet, verliert alles, wenn es die einfachen Gebräuche und die bescheidenen Gewohnheiten seiner Erdscholle im Stiche lässt. Wenn auch der Handel einige Leute bereichert, so verarmt doch dabei die Nation, weil die Kultur des Bodens vernachlässigt wird. *Der Handel und die Industrie sind ein gefährlicher Zusatz zum natürlichen Reichtum des Landes*; denn sie sind trügerisch, man muss immer Angst haben, das schnell erworbene Vermögen wieder plötzlich zu verlieren (14). Daher sieht man hier nur noch Weiden, aber kein Getreidefeld, keinen Kartoffelacker, keinen Gemüsegarten mehr, da die Industrie den Leuten eine einträglichere Verwendung ihrer Zeit bietet (11). Das plötzliche Versagen der Industrie, das ihr von Natur aus anhaftet, stellt die Leute, die das Land ganz verlassen haben, auf die Strasse. Das haben wir bei der Krisenzeit deutlich gesehen, ganz besonders in Trogen. Diese Industrie ist gut und schön, gibt aber kein Brot mehr: man kann mitten in schönen Wiesen und gestickter Mousseline Hungers sterben (11). Der allgemeine Stillstand des Geschäftslebens verurteilte plötzlich nach der Jahrhundertwende eine grosse Anzahl von Leuten zur Untätigkeit, da sie der Landarbeit entwöhnt waren. Als die Hungersnot dazu kam, wurden viele gezwungen, in der ganzen Schweiz herum, bis vor die Tore Genfs betteln zu gehen. Es lebten viele lange Zeit nur von Gras, und viele starben auf ihren unfruchtbaren gewordenen Bergen. Die Leute, die der Landwirtschaft treu geblieben waren, kamen damals bedeutend besser weg. Das Ideal wäre eine Verbindung von Industrie und Landwirtschaft (14). Auf unserem Ausflug zum Wildkirchli war es bemühend zu sehen, mit welcher Hartnäckigkeit die jungen Bergbuben bettelten. Man kann sich kaum vorstellen, wie sie am Geld hängen.

Ich fragte einen, was er mit dem Geld überhaupt machen könne. Er antwortete, dass er sich ein Hemd kaufen wolle. Da er wirklich eines nötig hatte, fand ich seine Bitte berechtigt und verdoppelte meine Gabe (10).

Wir verstehen es, dass in jener Zeit manche Beobachter sich veranlasst fühlten, einen Vergleich zwischen den Helden von Vögelinsegg und vom Stoss und der Bevölkerung im Anfang des 19. Jahrhunderts zu ziehen. Man darf nicht hieher kommen mit den Gedanken, die uns die Schweizergeschichte des 15. Jahrhunderts eingibt. Statt dieses Heldengeschlechtes, das mit seinen Frauen am Stoss ein gepanzertes Ritterheer zusammenschlug, haben wir heute etwa die Bevölkerung von Rouen oder Manchester, nur in besserer Luft und besser untergebracht, aber daneben bleich, schmächtig, gedemütigt und, wie mir scheint, etwas unmoralisch. Wir erfuhren, dass man zwei Verbrecher hinrichten musste, der eine hatte eine Scheune angezündet, der andere unzählige Mal gestohlen. Gestern wurden acht Unglückliche durchgepeitscht; wo bleibt da das arkadische Idyll? Der Leser soll sich keinen Illusionen hingeben (11). Diese schweren Urteile sind nicht ganz aus der Luft gegriffen, sie entsprechen der bösen und schweren Zeit. Die Anzahl der Bettler, vor allem Frauen und Kinder, ist entsetzlich; sie kommen aus ihren lachenden Häusern mit hungrigem Blick und flehender Stimme, um längs des Weges die Nesseln zu sammeln, von denen sie leben. Sie können sich das Brot nicht mehr verschaffen und leben fast ganz auf Kosten der Gemeinde und der wenig wohlhabenden Leute. Man teilt Haferuppen mit etwas Fleisch darin aus, die wahrscheinlich von den Städten (Trogen, Herisau) gestiftet werden (7). Die bleiche Farbe der Bevölkerung war am Schlusse des 18. Jahrhunderts sicher auch ein wenig dem übermässigen Kaffeegenuss zuzuschreiben. In den Schweizerbergen, auf steilen Felsen, wo der Luxus sonst noch nicht hingekommen ist und deren Bewohner die einfachen Sitten bewahrt haben, findet man den Gebrauch des Kaffees in ganz übertriebener Weise; nicht selten versetzen Dienstmädchen und Bäuerinnen ihre Röcke

und Korsette, um damit Kaffee und Zucker kaufen zu können (8). Diese Schilderungen sind nicht übertrieben; sie stimmen für die ganze damalige Schweiz.

Neben diesen temporären Folgen der Industrie erwähnen die französischen Besucher namentlich noch zwei: den Kretinismus und die soziale Ausbeutung der Arbeiterschaft.

Der Kretinismus. Wir machten bei einer Sennhütte Halt und trafen zum erstenmal einen dieser Unglücklichen an, die man *crétins* nennt und die sonst in den Bergen wenig vorkommen. Ich habe noch nirgends so viel Bucklige, Verwachsene und mit Kropf behaftete Menschen gefunden wie in Trogen (11). Und es wird gestimmt haben; es waren die Opfer der Industrie. Die Frauen arbeiten zu Hause und verdienen zwei Batzen im Tag (11). Die Weber stecken in ihren finstern Kellern. Ihre Arbeit verlangt eine dichte Luft, denn die feinen Leinen- und Baumwollfaden würden sonst brechen. Können Sie sich vorstellen, dass ein Arbeiter, der aus seinem Weberschiffchen ein kostbares Gewebe zieht, grob gekleidet sein kann, Schwarzbrot isst und sich das Fleisch versagen muss? Ich verstehe, dass in einem Sklavenland der Arbeiter an seinem Webstuhl zugrunde geht und dass er seinen Tag um nichts hingibt; aber Sie werden nicht verstehen, dass der Arbeiter in einem freien Kanton, wo er ein eigenes Haus besitzt und darin arbeitet, wo er freiwillig Leinwand und Baumwolle verarbeitet, in bitterer Not lebt. Wo liegt der Grund? Ich weiss es nicht. Wohin versickert der Preis seiner Arbeit? Welchen Luxus und welche Verschwendungen leistet er sich? Ich sehe keine. Er ist ja glücklich, sagt man; was für ein Glück! Nackt ist er! Aber sein Vieh, seine Häute, seine Butter und sein Käse? Auch das sind Dinge, die er verkaufen muss, nur um leben zu können. Allerdings gibt es im Appenzellerland keine Unterschiede zwischen Arm und Reich; denn alle sind gleich arm, und Innerrhoden ist noch ärmer, weil es mehr Abgaben zu entrichten hat (4). Das wurde geschrieben im Jahre 1784; der Schreiber war schon ein Verfechter der Menschenrechte und der Menschenwürde.

Es wird kaum notwendig sein, diese Äusserungen zu kommentieren; die Leser des Jahrbuches haben es sicher schon selbst getan. Somit kann hier die bescheidene Arbeit abgeschlossen werden. Vielleicht findet sich ein Nachfolger, der in ähnlicher Weise die Urteile über das Appenzellerland bis auf den heutigen Tag sammelt und zusammenstellt; schaden kann eine solche Arbeit nicht, denn man lernt bei andern immer mehr als bei sich selbst.

Aus fast allen Beschreibungen haben wir erfahren dürfen, dass das Appenzellerland wirklich schön ist und das Interesse in hohem Masse verdient. Der moderne Kampf ums Dasein stellt grosse Forderungen an seine Einwohner und schüttelt sie gehörig aus idyllischen Träumen auf. Wir wollen aber hoffen, dass das schöne Ländchen von noch herberen Prüfungen verschont bleibe und dass ihm bald wieder bessere Zeiten beschieden sein mögen. Das wünsche ich von Herzen, nachdem ich bald 25 Jahre das Appenzellerland als zweite Heimat achten und lieben lernte.

Literatur.

Reisejahr

- No. 1 **Boufflers** (chevalier de), *Voyage en Suisse, lettres écrites à Mme sa Mère*; 1771. Im Anhang anonymes Fragment eines Briefes über die Altsitten der Schweizer in den Gebürgen, geschrieben im Jahr 1751 im Geiste des Ritters von Boufflers. *Landesbibliothek L. Boufflers Schweizerreise*, p. 39—46
Der Ritter de Boufflers, Dichter, 1738—1815, schreibt sehr geistreich und elegant. 1751
- No. 2 **Coxe William**, *Lettres à M. W. Melmouth sur ... la Suisse, traduites et augmentées d'observations faites dans le même pays par M. Ramond de Carbonières*, 2 vol., Paris 1781—1782
Ramond de Carbonières, Politiker und Geolog; 1755—1827, einer der Mitgründer der modernen Geologie. 1780
- No. 3 **(Laborde J. B. de)**, *Lettres sur la Suisse adressées à Madame de M. par un voyageur français en 1781*, 2 vol., Paris 1783
Der Name des Autors ist nicht einwandfrei festgestellt; er behauptet gern das Gegenteil von dem, was andere sagen. 1781
- No. 4 **De Mayer**, *Voyage en Suisse en 1784 ou tableau historique, civil, politique et physique de la Suisse*, 2 vol., Amsterdam et Paris 1786
Ch. J. Mayer, 1751—1825, von Toulon, bekannter Literat; schreibt etwas mittelmäßig. 1784
- No. 5 **Besson**, *Manuel pour les savans et les curieux qui voyagent en Suisse*, 2 vol., Berne 1786
Besson, gelehrter Franzose, Mineraloge, zeichnet anschaulich die interessanten Alpengegenden. 1786
- No. 6 **Cambry Jacques**, *Voyage pittoresque en Suisse et en Italie*, 2 vol., Paris an IX (1801)
Cambry, französischer Archäologe, 1749—1807, publizierte zahlreiche Werke. 1788
- No. 7 **Robert**, *Voyage dans les XIII cantons suisses, les Grisons, le Vallais et autres pays et états alliés, ou sujets des Suisses*, 2 tomes, Paris 1789
Robert, bekannter französischer Geograph und Reisender. 1789
- No. 8 **Langle (marquis de)**, *Tableau pittoresque de la Suisse*, Paris 1790
de Langle, franz. Literat (1749—1807); spricht nicht vom Appenzellerland, enthält aber allgemeine, treffende Bemerkungen. 1790

| | | Reisejahr |
|--------|---|---------------|
| No. 9 | Lantier, E.F. de , <i>Les voyageurs en Suisse, 3 tomes</i> , Paris an XI (1803) | 1803 |
| | Lantier, ziemlich bekannter Schriftsteller aus Marseille, 1734—1826. | |
| No. 10 | Custine A. (marquis de) , <i>Mémoires et voyages ou lettres écrites à diverses époques pendant des courses en Suisse et en Calabrie</i> , Louvain 1830 | 1811 |
| | Custine, Literat und Reisender; 1790—1857, publizierte Romane, Memoiren und Reisen. | |
| No. 11 | Simond L. , <i>Voyage en Suisse, fait dans les années 1817—1819, 2 vol.</i> , Paris 1822 | 1817 -1819 |
| | Simond, Genfer Schriftsteller und Gemeindepräsident von Versoix, 1766—1831. | |
| No. 12 | Raoul-Rochette D. , <i>Lettres sur la Suisse, 3 vol.</i> , Paris 1820, 1822, 1826 | 1819 -1825 |
| | R.-R. war Bibliothekar von Ludwig XVIII. Interessiert sich sehr für die Schweiz. | |
| No. 13 | Depping G. B. , <i>La Suisse ou esquisse d'un ta- bleau historique, pittoresque et moral des Cantons helvétiques, 4 tomes</i> , Paris 1822 | 1822 |
| | Depping, französischer Gelehrter, deutschen Ursprungs, 1784—1853, schreibt besonders geographische und ge- schichtliche Werke. | |
| No. 14 | Walsh (comte de) , <i>Notes sur la Suisse et une partie de l'Italie</i> , Paris 1823 | 1822 |
| | Le comte de Walsh, Literat, 1782—1860, Vielschreiber, etwas mittelmäßig, aber gut dokumentiert. | |
| No. 15 | L'Hermite en Suisse ou observations sur les mœurs et usages suisses au commencement du XIX ^e siècle, 3 vol., Paris 1829—1830 | 1829 |
| | Name des Autors nicht sicher festgestellt; gute geo- graphische Abhandlungen, die an Ort und Stelle geholt wurden. | |
| No. 16 | Dumas Alexandre , <i>Impressions de voyage en Suisse</i> , Paris 1833 | 1832 |
| | Dumas, Romanschriftsteller, 1803—1870. | |
| No. 17 | Buchon J. A. , <i>Quelques souvenirs de Courses en Suisse et dans les pays de Baden</i> , Paris 1836 | 1835 |
| | Buchon, Literat und Historiker, 1791—1846. | |
| No. 18 | Haussez (le baron d') , <i>Alpes et Danube</i> , Paris 1837 | 1837 |
| | d'Haussez, Politiker und Schriftsteller, 1778—1854: poli- tische Werke und Reiseschilderungen. | |

Grellet Pierre, La Suisse des Diligences: Voyages-Auberges-Sites-Mœurs. Collection Vieille Suisse. Lausanne Spes 1921.

Wäber A., Landes- und Reisebeschreibungen: Bibliographie der schweizerischen Reiseliteratur, I: 1479—1890; II: 1891—1900. Bern 1899 und 1909.

Waeber H., Die Schweiz des 18. Jahrhunderts im Urteil ausländischer Reisender. Teil I: Das Staatliche Leben. Diss. Phil. Bern 1907.

Zelger Dr. Franz., Luzern im Spiegel alter Reiseschilderungen 1757—1835. Eugen Haag, Luzern 1933.
